

# **Kriegsgefangenschaft entschied über meinen beruflichen Lebensweg.**

**(Aufzeichnung vom April 1995).**

Klaus Meyer.

Vor 50 Jahren, am 21. April 1945, geriet ich bei schweren Kämpfen um Berlin in sowjetische Gefangenschaft. Dieses Datum und seine Umstände sind für mein weiteres Leben von überragender Bedeutung geworden. Heute, nach einem halben Jahrhundert, blicke ich als Historiker zurück: Gegenstand der Rückschau bin ich selbst.

An dem Tag der Gefangennahme hatte ich gerade meinen 17. Geburtstag hinter mich gebracht. Vom Reichsarbeitsdienst wurden wir von der Deutschen Wehrmacht übernommen und der 12. Armee – der sogenannten Geisterarmee – unterstellt. Nachdem die Sowjetarmee am 16. April 1945 ihre „Berliner Operation“ begonnen hatte, wurden wir – fast buchstäblich – an die Front geworfen.

Die Gefangennahme war für meine jungen Kameraden und mich ein schwerer Schock, waren wir doch niemals auf eine solche Situation vorbereitet worden. Und von Russland und den Russen wussten wir überhaupt nichts. Der Schock war vielleicht auch deshalb so groß, weil wir nun – hinter der russischen Front – die hohen Verluste erkannten, die unsere Kompanie erlitten hatte. Von unseren 100 Mann, die sich am Morgen gegen die Russen eingegraben hatten, waren bis zum Mittag mehr als die Hälfte ums Leben gekommen. Dieser Eindruck zählt für mich zu den schwersten Erinnerungen.

Es erfolgte dann die Zusammenstellung zu Gefangenen-Transporten, die uns über mehrere Zwischenstationen bis in das Innere der Sowjetunion an die Wolga führten. Deutsche Kriegsgefangene wurden als Arbeitskräfte dringend gebraucht, galt es doch, die in den Kriegsjahren stillgelegten Werke wieder instand zu setzen. In Saratow, einer schönen Stadt am Bergufer der Wolga, wurde das Sägewerk wieder hergestellt. In der „Zementstadt“ Wolsk, ebenfalls am Bergufer der Wolga gelegen, sollte ich dann über ein Jahr verbringen.

Das Arbeitslager war der Zementfabrik „Bolschewik“ angegliedert. Die Arbeiten im Werk waren für mich, einen ungelerten achtzehnjährigen Gymnasiasten, ungewöhnlich hart. Nicht immer halfen dabei die deutschen „Kameraden“. Es ging darum, das nackte Überleben zu sichern, bis dann endlich die Heimfahrt angetreten werden würde. Aus diesem Streben heraus entwickelte die deutsche Lagergesellschaft eigene, oft brutale Gesetze.

Im Februar 1947 durch einen schweren Betriebsunfall auf dem Steinbruch arbeitsunfähig geworden, konnte ich dann nach einem halben Jahr als Invalide in die Heimat Deutschland zurückkehren.

Soweit die äußeren Daten. Während des Aufenthalts in Saratow und dann vor allem in Wolsk waren die persönlichen Verhältnisse schwierig. Diese Verhältnisse sind in Publikationen über die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion oft genug beschrieben worden: der Faktor Hunger und der Faktor Arbeit. Für mich kam dann noch ein dritter Faktor hinzu: der Faktor Klima. Im Sommer, der an der Wolga ungewöhnlich heiß ist, musste ich im Zementwerk unter den Brennöfen

die glühend heiße Schlacke wegschaufeln; und im Winter, der an der Wolga außergewöhnlich kalt ist, wurde ich auf dem Steinbruch zur Nachtschicht eingesetzt.

Ich möchte noch einige Erfahrungen hier festhalten, bevor ich die Bilanz über meine Zeit als Kriegsgefangener in der Sowjetunion zu ziehen versuche. Es sind vielfältige Eindrücke gewesen. Ich wähle nur einige aus.

Das erste war die Natur, die großartige Wolga, an der wir jeden Tag vom Lager bis ins Werk entlang marschierten. Der Eindruck dieses riesigen Flusses, der Mutter der russischen Ströme, ist kaum beschreiblich. Im Sommer, wenn der Fluss nach dem Frühjahr in seiner ganzen Breite dahinglitt, ließen uns die russischen Bewacher rasch einmal in den Fluss hineinspringen, damit wir den Zementstaub abspülen konnten. Natürlich handelten die „Bewacher“ dabei gegen die Vorschrift; aber sie waren menschlich, tauschten mit uns Zigaretten – und sie waren kaum älter als ich.

Im Oktober begannen die Winterstürme, und dann, Mitte des Monats, hatte sich eine feste Eisdecke geschlossen. Straßen über den gefrorenen Fluss wurden angelegt, auch Lastwagen konnten den Strom kreuzen. Und dann, Mitte April, nach einem halben Jahr unter Eisgefangenschaft, begann die Wolga wieder zu fließen: Mit einem gewaltigen Getöse brachen die Eisschollen auseinander, und der Strom suchte sich sein altes Bett. Unsere russischen Bewacher waren außer sich. „*Jetzt fließt der Fluss wieder!*“ Eine neue Jahreszeit hatte begonnen.

Das zweite Kapitel der Eindrücke war der Umgang mit den Russen. Ich habe schon beschrieben, wie „menschlich“ unsere Bewacher waren. Aber es gab auch weitere Beispiele dieser Menschlichkeit: So die russische Krankenschwester, die jeden Morgen in klirrender Kälte am Lagertor stand. Wer keine ausreichende Bekleidung aufzuweisen hatte, durfte im Lager bleiben, trotz der Proteste der Lagerleitung. So der jüdische Arzt im Krankenhaus, der manchem Deutschen das Leben gerettet hat, obwohl sie eigentlich als Feinde gekommen waren. Und schließlich die ältere Frau, die uns in Wolsk in einer Arbeitspause am Bahnhof – fast schüchtern – aus ihrem Eimer Salzgurken überreichte, für uns ein wahrer Festschmaus. Und dann, bevor sie sich entfernte, kam sie noch einmal zurück und bekreuzigte sich vor jedem von uns. Mütterchen Russland, erlebt im Spätstalinismus 1946 an der Wolga.

Wenn ich nun, fünfzig Jahre nach dem Beginn meiner Gefangenschaft, eine Art Bilanz zu ziehen versuche, so ist es die Erkenntnis, dass durch den Aufenthalt in der Gefangenschaft mein Leben eine ganz bestimmte Wendung genommen hat, die mein Berufsleben bestimmte.

Die Erfahrungen, die ich als ganz junger Mensch in Russland gesammelt hatte, haben mich auch nach der Rückkehr nach Deutschland niemals losgelassen. Ich stand vor der Wahl, meine gestohlene Jugend zu verdrängen und mich nie mehr mit der Sowjetunion zu beschäftigen, oder die Erfahrungen aufzuarbeiten und somit auch in ein biographisches Gleichgewicht einzubringen. Ich wählte den zweiten, sicherlich ungleich schwierigeren Weg, nicht zuletzt auch unter dem Einfluss meines Doktorvaters Paul Johansen.

Auf diesen – schwierigeren – Weg blicke ich heute zurück, wie anfangs erwähnt. Ich bedenke das Erreichte und kann folgendes protokollieren: In meinen Lehrveranstaltungen habe ich über Jahrzehnte hinweg den Studenten meine Erfahrungen kritisch zu vermitteln versucht und dabei eine starke Resonanz gefunden; die engeren Schüler konnte ich noch differenzierter mit Doktorarbeiten

und Examina betrauen; und ich gewann schließlich mit russischen Kollegen, vor allem in St. Petersburg, ein andauerndes Verhältnis, das auch in bleibende Freundschaft eingemündet ist.

\*\*\*\*

Klaus Meyer studierte ab 1953 Osteuropäische Geschichte, promovierte in Hamburg und war von 1971 bis 1993 Professor am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin. Sein Forschungsgegenstand ist die Stadtgeschichte von Leningrad/Petrograd/St. Petersburg, die Geschichte der Beziehungen zwischen St. Petersburg und Berlin sowie die deutsch-russischen Beziehungen.

Er war langjähriger Vorsitzender von KONTAKTE-KOHTAKTbI e.V., dessen Vorstand er bis zu seinem Tod im Jahr 2008 angehörte. Über den hier erwähnten Tag seiner Gefangennahme schrieb er in der Publikation Berlin-Forschungen/Colloquium-Verlag, Bd. II, 1987, den Aufsatz „Der 21. April 1945 bei Berlin“.